

Von der Ostkirche

Das Bild vom Menschen in der Ostkirche. Grundlagen der orthodoxen Anthropologie. (Übersetzt aus dem Russischen.) Von Basilios Zenkowsky, Professor am Russisch-Orthodoxen Theologischen Institut in Paris. (68 S.) Stuttgart 1951, Evangelisches Verlagswerk.

Zenkowsky, Verfasser einer umfangreichen „Geschichte der russischen Philosophie“ (2 Bände, russisch, Paris 1948/50), legt hier einen Versuch einer „orthodoxen Anthropologie“ vor. Es geht ihm besonders um die mehr intuitive als spekulative Erfassung der menschlichen Persönlichkeit und um das Gottesbild im Menschen. Im Anschluß an V. Nesmelov und A. Chomjakov ist er bestrebt, unter Vermeidung des Individualismus das Persönliche im Menschen mit dem Gemeinschaftlichen zu verbinden, mit anderen Worten, er sieht den Menschen als Bild Gottes und als Glied der Kirche. Im Buchlein finden sich tiefe und anregende Gedanken und Erwägungen neben Behauptungen, die unseres Erachtens auch mit der ostkirchlichen Überlieferung nicht vereinbar sind, so vor allem, wenn er die geistige Sphäre im Menschen als Natur der nicht herstellbaren oder ableitbaren Persönlichkeit gegenüberstellt, oder wenn er die Definition von Chalkedon von der einen Person und den zwei Naturen in Christus auf alle Menschen ausdehnt. Doch nimmt Z. für solche Formeln persönlich die Verantwortung auf sich (S. 14). Auf wenigen Seiten werden zahlreiche Probleme der christlichen Anthropologie behandelt: außer den schon erwähnten, Ideal und Wirklichkeit („der wahre und der wirkliche Mensch“, S. 12 ff.); über den Körper, über das Böse im Menschen. Die Untersuchung schließt mit dem schönen, ganz persönlich gehaltenen Kapitel über das Kreuz im Leben des Menschen.

Bernhard Schultze S.J.

Der christliche Osten in Geschichte und Gegenwart. Von Wilh. de Vries S.J. (264 S.) Würzburg 1951, Augustinus-Verlag, kartoniert DM 12.50, geb. DM 14.—.

Den Lesern unserer Zeitschrift ist der Verfasser bereits bekannt durch zahlreiche, bestorientierte Aufsätze über die Gegenwartslage der katholischen Kirche in den östlichen Ländern. In dem vorliegenden Buche bietet er nun eine systematische und übersichtliche Darstellung aller ostkirchlichen Gruppen von ihren Anfängen an. Die aus dogmatischen Irrlehren und politischem Ehrgeiz entstandenen Spaltungen wie auch die zahlreichen Unionsversuche werden eingehend beschrieben. Der größere Teil der Arbeit ist der neuesten Geschichte und der heutigen Lage der Ostkirche gewidmet, wobei den mit Rom unierten, also den katholischen Orientalen besondere Aufmerksamkeit

gewidmet ist. Gerade diese Abschnitte wird man anderswo vergeblich suchen. Wohltuend wirkt die kühle Sachlichkeit des Verfassers, der sich bei aller Liebe zur Kircheneinheit von jeglicher Schwärmerei fernhält. Gute Inhaltsverzeichnisse und reiche Literaturhinweise ermöglichen rasche Orientierung und Vertiefung. E. Sendler S.J.

Romane und Sprachwissenschaft

Grüne Trauben. Roman von Pierre-Henri Simon. (262 S.) Frankfurt a. M. 1951, Josef Knecht. Leinen DM 8.50.

Das Jeremiaswort: „Die Väter haben grüne Trauben gegessen und den Söhnen sind die Zähne davon stumpf geworden“ ist der Leitspruch dieses Romans und erklärt seinen Titel. Daß die Kinder aber büßen, was in den Eltern an Unordnung war, ist nur ein Ausschnitt des Buches. Es greift weit darüber hinaus. Die Mängel in einer Ehe, ein Ehebruch und seine Folgen sind der Ausgangspunkt, um das Familienleben, das Dasein der bürgerlichen Gesellschaft, den Ansturm der kommunistischen Revolution, diesseitigen Materialismus und christlichen Humanismus, die Tragfähigkeit christlichen Glaubens und christlicher Liebe, den Sinn des Opfers und des stellvertretenden Leidens und die Vollendung der Erlösung durch die Hingabe eines reinen und unschuldigen Herzens zu schildern. Was Mauriac und Bernanos, Graham Greene, Waugh, Langgässer, Coccioli, Ouwendijk u. a. in oft sehr exzentrischer Weise, in den gewagtesten Vorgängen und in der rücksichtslosesten Sprache darstellen, das liest man bei Simon noch eindringlicher und wirklichkeitstreuer in einer Form, die das Maß bewahrt, und in einer Gedankentiefe, die den Fragen der Zeit auf den Grund geht. Dies geschieht ohne den Anspruch, durch die Neuheit zu verblüffen. Die Überzeugung von der Macht der Ordnung und von der inneren Aufgeschlossenheit des Menschen für sie lebt im Dichter dieses Buches viel gesünder als in den meisten der obengenannten Schriftsteller. Das Buch wird zwar nicht so viel Aufsehen erregen, aber aufbauender wirken. In dem Gesamtgefüge stört, daß Simon zuerst den Vater in Briefen an seine im beschaulichen Kloster lebende Tochter sozusagen eine Lebensbeichte ablegen läßt und dann das Tagebuch seines aus dem Ehebruch stammenden Sohnes anfügt.

Wo aber Gott ist... Roman von Illa Andreac. (383 S.) Heidelberg 1951. F.H. Kerle. DM 12.80.

„Die erbarmungslos nüchterne Wahrheitsliebe“ (333) der Heldin dieses Romans ist auch in der Dichterin, verbindet sich aber mit einer stets an den Grenzen weilenden Erregung. Der Roman spielt in der Kriegs- und Nachkriegszeit in der Welt des münster-

ischen Landadels. Sie werden halb als Ritter, halb als Bauern gezeichnet mit einem zuweilen auftauchenden Einschlag genialen Künstlertums. Die politische Entzweiung, die menschlichen Kämpfe zwischen den Familien, besonders bei der Gründung der Ehen, verbunden mit der Flüchtlingsnot, bieten den Stoff der Handlung. Sie wird nicht ruhig und ebenmäßig entwickelt; bis zum Ende fragt man sich immer wieder nach der inneren Verbindung. Die seelischen Erschütterungen und Konflikte gehen immer bis ins Äußerste. So wird die Lektüre mühsam, zumal auch die Sprache am Gegenpol des sauberen Gesetzes eines Stifter beheimatet ist. Niemand wird die Erzählungsweise Stifters als die einzigmögliche bezeichnen, aber etwas von seiner Gelassenheit wäre Andreae zu wünschen. Was sie die erbarmungslos nüchterne Wahrheitsliebe ihrer Generation nennt, findet doch mehr zum Schein das rettende Wort, das am Schluß des Romans alles Getrennte allzuschön vereinigt. Was würde wohl die gute, alte, halbvergessene Ferdinande Freiin von Brakel zu diesem Buch sagen? Und welche Darstellung der Menschenwelt des Münsterlandes sammelt mehr an noch heute gültiger Wirklichkeit, die Andreaes oder die der Verfasserin der Romane des angehenden 19. Jahrhunderts?

Gott und das Gewürm. Roman von Anton van de Velde. (343 S.) München 1951, Kösel. Geb. DM 12,80.

Der Roman gehört in die nach dem Krieg so zahlreiche Endzeitliteratur. Bei van de Velde bleibt nach einer Weltkatastrophe durch Zufall nur eine zusammengewürfelte Menschengruppe erhalten, die in einem Bunker Zuflucht gesucht hatte. Nach dem Schrecken suchen sie sich wieder eine Existenz und erleben im Kleinen sozusagen alle Entscheidungen des Menschengeschlechtes, seitdem der aus dem Paradies vertriebene Adam die Erde zu bebauen angefangen hatte. Zwischen Gut und Böse hin und hergerissen (wobei der Teufel sichtbar wird), den persönlichen Trieben und Antrieben sowie den Masseneinwirkungen ausgesetzt geht die Menschheit ihrem Ende entgegen, wobei die meisten der Unterwelt verfallen und nur wenige gerettet werden.

Der äußere Rahmen mag von andern ähnlichen Geschichten verschieden sein. Das Eigentliche ist nicht neu: Das Bedürfnis des Schriftstellers, die Nachtseite der Menschekreatur so wild wie möglich zu zeichnen. Auch die Sprache und die Darstellung paßt zu dieser im Grund verzweifelnden Anschauung vom Wesen bzw. Unwesen des Menschen.

H. Becher S.J.

Zero. Roman von Karl August Horst. (560 S.) Frankfurt a.M. 1951, Suhrkamp. Ln. DM 16,80.

Ein im allgemeinen wenig oder gar nicht bekanntes Milieu entrollt der junge Autor

in seinem ersten Roman vor unseren Augen: es ist das Kreta der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg, einer Zeit, in der alle Bindungen, alle bürgerlichen Existenzen aufgelöst sind, in einem Lande, in dem niemand weiß, wer morgen, kaum wer heute herrscht. Die Hauptströmungen des Lebens sind Schmuggel, Schwarzhandel, Kampf um augenblickliche wirtschaftliche Macht, Bandenkrieg. Sie entwurzeln die Menschen und wirbeln sie durcheinander, jeder ist auf sich selbst gestellt — und wird doch nur gepackt und getrieben. Der junge Held des Romans, Dimitri, gerät in diesen Wirbel hinein, in dem den letzten menschlichen Instinkten die Maske vom Gesicht gerissen wird, in dem sie sich in hemmungsloser Nacktheit offenbaren. Liebe und Haß, Verrat, Quälerei und Mord, Unterdrückung, Auspressung, Versklavung — physisch und psychisch —, führen einen schauerlichen Tanz der Urphänomene auf, wie er ganz Europa erfaßt hatte — gestaltet in einer fremd-fernen, im besten Sinne des Wortes interessanten Umwelt. Wie Dimitri, sich selbst aufgebend, von einer stärkeren Kraft, als ihm bewußt ist, hindurchgeführt wird, wie ihm sein ganzes bürgerliches Ich entgleitet, er aber dadurch nicht ins Nichts versinkt, sondern sich selbst findet und gewinnt — in dieser Gestaltung liegt der Wert und das Gewicht des eigenartigen Romans.

Mahommed und Helena. Das Ende von Byzanz. Roman von Gräfin Gabriele Hessestein. (592 S.) Hattingen (Ruhr) 1951, Hundt-Verlag. Ln. DM 12,80.

Vor 500 Jahren, im Jahre 1453, fiel Konstantinopel, das alte Byzanz, unter dem Ansturm vom Osten dem Islam in die Hand. Die Scharen des Sultans Mahommed II. eroberten die Stadt, die das Bollwerk des Westens, des hellenistischen und christlichen Abendlandes gewesen, von diesem nun im Stiche gelassen worden war. Dieses geschichtliche Drama schildert Gräfin Hessestein in ihrem historischen Roman in einer packenden Szenenfolge. Die Vertrautheit mit den Verhältnissen auf dem Balkan, mit der Landschaft und Atmosphäre des Orients, die eingehende Kenntnis der Stadt Konstantinopel und ihrer Geschichte geben der Autorin die sichere Grundlage, auf der sie die spannende Handlung, deren innere Beziehungen zum heutigen geschichtlichen Geschehen erhellt werden, in sprachlichen Bildern von orientalisch farbigem Reichtum vor uns abrollen läßt. Der tiefere Sinn aber verdichtet sich in der dem historischen Ablauf eingebauten Liebeshandlung. Die byzantinische Prinzessin Helena bildet für Mahommed den eigentlichen Kern seines Eroberungswillens — und ihr gegenüber wird der Sieg des Ostens zum toten Triumph: die Seele des Menschen beugt sich nicht dem, der die Steine der Stadt unter seinen Fuß zwingt.

W. Michalitschke.